

(Nachdruck verboten.)

7 Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von M. Andersen Nexø.

Berechtigte Uebersetzung von Mathilde Mann.

Nein, Pelle wollte nicht mogeln, weder gucken noch über schlagen, es hing ja soviel von diesem Anfang ab. Aber er gelobte sich teuer und heilig, seine Beine zu gebrauchen, sie sollten gefangen werden, Mann für Mann! Er war fertig mit dem Fühlen und nahm die Mühe von den Augen — kein Laut. „Sagt mal piepl!“ rief er, aber niemand antwortete. Da suchte Pelle eine halbe Stunde zwischen Brettern und Warenschuppen, dann schlich er nach Hause und zu Bett. Aber in dieser Nacht träumte er, daß er sie alle fing, und sie erwählten ihn zum Anführer für alle Zukunft.

Die Stadt kam ihm nicht mit offenen Armen entgegen, in die er sich mit seinem kindlichen Vertrauen hineinstürzen konnte, um gleich weitergetragen zu werden. Hier verschwiegen man offenbar die Geldtaten, die den Menschen anderswo Rückhalt verliehen, sie erweckten nur höhnisches Lächeln. Er versuchte es wieder und wieder, immer mit etwas Neuem! Aber die Antwort war beständig: Bauer! Seine ganze, kleine Person strotzte von gutem Willen, und er wurde kläglich abgewiesen.

Pelle sah bald, wie sein ganzer aufgesparter Fonds ihm unter den Händen zerbröckelte; alles, was er sich daheim auf dem Hof, in dem Dorf an Respekt erkämpft hatte durch seine Kühnheit und seinen guten Willen, das ward hier zu nichts. Hier galten andere Verdienste, ein neuer Jargon, die Kleider waren anders, man setzte die Füße auf andere Weise. Alles, was er hoch gestellt hatte, wurde lächerlich gemacht, bis zu der hübschen Mühe mit den Lehren und den Erntegerätschaften darauf. Er kam so sicher in sich selbst ruhend und machte die schmerzliche Erfahrung, daß er eine lächerliche Erscheinung war. Jedesmal, wenn er mit dabei sein wollte, wurde er zur Seite geschoben; er hatte kein Recht, mitzureden — gefälligst in die allerhinterste Reihe.

Es blieb ihm nichts weiter übrig, als auf der ganzen Linie Rückzug zu trommeln, bis man in das Ganze eingedrungen war. Und so schwer wie es für einen flotten Jungen war, der vor Lust brannte, allem seinen Stempel aufzudrücken, Pelle tat es und bereitete sich getrost darauf vor, wieder hinauf zu krabbeln. Wie sehr er auch gerupft wurde, beständig blieb da ein hartnäckiges Gefühl eigenen Wertes zurück; das konnte ihm niemand nehmen.

Er war überzeugt, daß es nicht er selbst war, sondern alle möglichen Dinge an ihm, woran es haverte, und er machte sich rastlos daran, die neuen Werte herauszufinden und den Ausrottungskrieg gegen sich selbst zu führen. Nach jeder Niederlage nahm er sich selbst unverdrossen vor, und am nächsten Abend ging er wieder darauf los, bereichert durch so viele Erfahrungen — und erlitt seine Niederlage an einem neuen Punkt. Er wollte siegen, was auch geopfert werden mußte! Er wußte nichts Prächtigeres, als dröhnend durch die Straße zu marschieren, die Gasse in die Schäfte von Lasses alten Stiefeln gestopft — das war der Inbegriff von Männlichkeit. Aber er war Mannes genug, auch das zu unterlassen, da man es hier als bäurisch betrachtete. Schwere ward es ihm, seine Vergangenheit in sich hineinzuschlucken; sie war so unzertrennlich von Vater Lasse, daß ihn das Gefühl des Verrates überkam! Aber da war kein Ausweg; wollte er vorwärts kommen, so wußte er sich in alles hineinfinden, sowohl in Ansichten als auch in Vorurteile. Dafür gelobte er sich aber, ihnen das Ganze ins Gesicht zu schleudern, sobald er erst obenauf war.

Was ihn am meisten bedrückte, war sein Handwerk, es war so wenig Ansehen dabei. Wieviel er sich auch auszurichten vornahm, war und blieb der Schuster doch ein armer Tropf mit pechbefudelter Schnauze und zu großem Hinterteil. Hier nützte die persönliche Leistung nichts, man mußte sehen, daß man sich so bald wie möglich in etwas anderes hinüber rettete.

Aber in der Stadt war er, und als einer ihrer Einwohner — daran ließ sich nicht rühren. Und die Stadt wirkte sowohl groß als auch feilich auf ihn, wenn sie auch die märchenhaften Vorstellungen nicht einlöste, die er noch von damals hatte, als er und der Vater hier an Land gingen. Die meisten trugen ihre Sonntagskleider, und viele saßen da und verdienten viel Geld, ohne daß man wußte womit. Hier mündeten auch alle Wege, und die Stadt sog alles an sich: Schweine und Korn und Menschen, hier fand das Ganze seinen Hafen, früher oder später. Die Sau wohnte hier mit Rud, der in der Malerlehre war, die Zwillinge waren hier! Und eines Tages sah Pelle einen großen Jungen dastehen und in einem Torweg aus vollem Halse brüllen, die Arme vor dem Gesicht, während ein paar kleine Jungen auf ihn losprügelten; es war Heulpeter, er fuhr als Küchenjunge auf einer Galeasse. Hier floß das Ganze zusammen.

Aber Vater Lasse war hier nicht!

4.

Die Stadt hatte das an sich, daß es schwer war, zu Bett zu gehen und schwer aufzustehen. Hier drinnen stieg keine Dämmerung schauernd über der Erde auf und weckte alles. Das offene Antlitz des Morgens konnte nicht in die Häuser schauen. Auch der schwindende Tag goß nicht seine Abendmüdigkeit schwer in die Glieder, trieb sie nicht dem Lager zu, das Leben ging hier in umgekehrter Richtung, die Leute wurden zur Nacht lebhaft.

Um halb sechs Uhr klopfte der Meister, der unten lag, mit dem Stock gegen die Decke. Pelle, auf dem die Verantwortung ruhte, richtete sich mechanisch auf und klopfte mit der geballten Faust gegen die Seite der Bettstelle, dann fiel er wieder zurück, noch immer schlafend. Nach einer Weile wiederholte sich das. Aber dann riß dem Meister die Geduld. „Zum Teufel auch, wollt Ihr denn heut gar nicht aufstehen!“ brüllte er. „Soll ich Euch am Ende den Kaffee ins Bett bringen! Pelle taumelte schlaftrunken aus dem Bett heraus. „Aufstehn, Aufstehn,“ rief er und rüttelte die andern. Jens kam leicht auf die Beine, er erwachte immer mit einem Ausdruck von Entsetzen und stützte seinen Kopf; aber in Emil und Peter, die sich in den Flegeljahren befanden, war kein Leben hineinzurütteln.

Pelle eilte herunter und brachte alles in Ordnung, füllte den Einweichkübel und legte einen Sandhaufen auf den Fenstertritt, damit der Meister dahinein spucken konnte. Er wunderte sich nicht mehr über die anderen, er war selbst morgensauer. An den Tagen, wo er gleich auf den Schusterhocker kriechen mußte, ohne erst ein paar Morgenbesorgungen zu machen, brauchte er Stunden, um aufzutauen.

Er untersuchte, ob er am vorhergehenden Abend an irgendeine in die Augen fallende Stelle ein Kreidekreuz gemacht hatte, denn dann war da etwas, woran er sich durchaus erinnern mußte. Es haverte mit dem Gedächtnis, und daher hatte er diese geniale Erfindung gemacht. Dann galt es nur nicht zu vergessen, was diese Kreuze bedeuteten, denn dann war man noch ebenso weit.

Wenn die Werkstatt in Ordnung war, lief er für die Madame hin und holte Morgenbrot für „sie selbst“. Er bekam einen Weizenwiebad zu seinem Kaffee, den er draußen in der Küche trank, während die alte Frau herumging und murrte. Sie war eingedörrt wie eine Mumie und bewegte sich stark vornüber gebeugt; wenn sie ihre Hände nicht gebrachte, preßte sie einen Unterarm gegen das Zwerchfell. Mit allem war sie unzufrieden und redete bis in Unendliche von dem Grab. „Meine beiden Aeltesten hab' ich über'm Meer, in Australien und in Amerika; die sehe ich niemals wieder. Und hier zu Hause stolzieren zwei Mannskente herum, tun nichts und lassen sich aufwarten. Andres, der Aermste, ist krank, und Jeppe ist zu nichts mehr zu gebrauchen, er kann sich nicht mal mehr warm im Bett halten. Aber Ansprüche machen, das können sie, und mich lassen sie ohne Hilfe herumgehen und rennen, und alles muß ich selbst tun. Ich will wahrhaftig Gott danken, wenn ich erst in meinem Grab liege. Was steht Du nun da und reißt Mund und Augen auf, mach', daß Du wegstommst!“ Dann trug Pelle

Den Kaffee mit dem braunen Zucker hinaus an das Werkstattfenster.

Mit der Arbeitslust war es des Morgens, ehe der Meister auf war, nur schwach bestellt; sie waren schläfrig und sahen einem langen, griesgrämigen Tag entgegen. Der Geselle trieb nicht zur Arbeit an, er mußte dafür sorgen, daß da etwas für ihn selbst übrig blieb. So sahen sie denn und nusselten, taten hin und wieder ein paar Hammerschläge zum Schein, während dieser oder jener über dem Tisch weiter-schlief. Sie fuhren auf, wenn die drei Schläge für Belle an die Wand gepickt wurden.

„Was macht Ihr denn? Mir deucht, es ist so tot hier bei Euch?“ konnte der Meister fragen, indem er Belle mißtrauisch anstarrte. Aber Belle hatte sich gemerkt, was jeder einzelne in Händen haben sollte, und nannte es — „Was für einen Tag haben wir heute? — Donnerstag? Verdammte und verfluchte, sag' dem Fens, daß er augenblicklich Mannas Borschuhe hinlegt und die Stiefel für den Lotsen in Angriff nimmt, sie waren für vorigen Montag versprochen.“ Der Meister rang trübselig nach Luft: „Ach, ich hab' eine schlimme Nacht gehabt, Belle, eine ganz abscheuliche Nacht mit Hitze und Ohrensaufen. Das neue Blut ist ja so veräußert un-händig, es kocht mir beständig im Kopf wie Sodawasser. Aber gut ist es ja, daß ich es krieg, sonst wär ich weiß Gott bald fertig, Du. — Glaubst Du an die Hölle? Der Himmel, das ist ein reiner Unsinn, was können wir wohl Gutes anderswo erwarten, wenn wir es hier nicht mal ordentlich haben können! Aber, glaubst Du an die Hölle? Mir träumte, ich hätte den letzten Stummel Lunge ausgespien und komme in die Hölle.“ „Was zum Satan willst Du hier, Andres?“ sagten sie zu mir, „Du hast ja Dein Herz noch ganz,“ sie wollten mich nicht haben. Aber was nützt das? Mit dem Herzen kann ich ja doch nicht atmen, ich freiere darum doch. Und was wird dann aus mir? Willst Du mir das sagen?

Es gibt ja etwas, das heißt, wieder in seine Mutter hineingehen. Wenn man das wenigstens könnte, und dann als neuer Mensch mit zwei guten Weinen wieder zur Welt kommen. Dann solltest Du mich in aller Eile übers Meer verschwinden sehen — wuppdi! Ich würde mich hier nicht lange aufhalten und herumwühlen. — Hast Du Deinen Nabel schon gesehen? Ja, Du grinst, Du Luder, aber es ist mein Ernst! Es würde Dir das meiste geraten, wenn Du den Tag immer damit anfängst, Deinen Nabel zu besehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein König in der Gant.

Zum 13. Juni.

Seitdem die Monarchen ihre Herrschaft mit den Parlamenten teilen müssen, sind sie der Sorgen ledig. Die früheren Kämpfe gegen Gläubiger und um Geldleihen haben aufgehört. Sie haben keine Finanznöte mehr. Was die Herrschaften brauchen, stellt ihnen die Volksvertretung liebenswürdig zur Verfügung. Und die Parla-mente zahlen ihren Fürsten anständig und unter generösen Be-dingungen, viel nobler als sie selbst. Während in Deutschland die parlamentarischen Diäten ganz geringfügig sind und die paar tausend Mark im Reichstag unter den beschämendsten Formen aus-gezahlt werden (man denke an die schimpflichen Schluß- und Schluß-prämien), fällt es keinem Parlament ein, den Fürstlichkeiten etwa nur Tage- und Anwesenheitsgelder zu bewilligen. Neben der großen Zivilliste wissen auch sonst die monarchischen Kassenverwaltungen die ihnen anvertrauten Vermögen gut zu verwalten, und die so gewonnenen Nebeneinnahmen mögen bisweilen die allerhöchsten Löhne übersteigen.

Unter diesen Umständen, bei so splendider Bezahlung, ist es heute undenkbar, daß ein deutscher Monarch in Schulden gerät. Und würde einmal in Zukunft dereinst einem Fürsten dergleichen zustoßen, so würde die Regierung sich einfach an die Volksvertretung wenden, und mit Rücksicht auf die allgemeine Feuerung der Lebensmittel eine Erhöhung der Zivilliste um die benötigten Millionen verlangen und erreichen.

Da klingt es wie ein unpatriotisches Umsturzmärchen aus grauen Vorzeit, daß ein deutsches Volk einmal dem geliebten Fürsten die Zahlung von ein paar Millionen verweigert hat und es den von Gläubigern Bedrängten in den Tod treiben ließ. Und doch ist's erst 25 Jahre her, und die traurige Geschichte mag zum 13. Juni, als dem Gedentag an Schuld und Schulden, erzählt werden, zum ruhm-reichen Zeugnis dessen, wie weit inzwischen der deutsche Monarchis-mus sich befestigt hat. Heut wird man keinen regierenden Fürsten mehr für verrückt erklären, weil er zu viel Geld ausgibt, und kein Monarch wird mehr durch die Drohung um sein Leben gebracht werden, daß man sein Eigentum unter den Hammer bringen werde. Wozu wären denn Parlamente und Steuern, wozu monarchische Ge-

stimmung und Vaterlandsliebe erfunden! Was ein Fürst braucht, muß ihm die Nation bewilligen. . . .

Am 13. Juni 1886, am Abend eines Pfingstsonntags fand Ludwig II., König von Bayern, im Starnberger See den Tod; seinen Irrenarzt Gudden hatte er mit ins Wasser genommen. War's Selbstmord, war's ein Zufall, hatte ihn gar tödliche Absicht in den Tod gelockt? Das Rätsel ist bis heute nicht gelöst, aber ein dunkles Geheimnis waltet über diesem Ende; alle Umstände scheinen gegen einen Selbstmord — an feichter Stelle — zu sprechen.

Ludwig II. war seit drei Tagen als unheilbar Geisteskranker in Schloß Berg interniert, seit eben diesen drei Tagen war er gewalt-sam der Regierung entsetzt, die er aber seit 22 Jahren ruhig führen durfte, obwohl er nach den ärztlichen Gutachten seit 41 Jahren ver-rückt war, seit seiner Geburt, auf der, wenn nicht ein Wittelsbacher Schicksal, so die mütterliche Verwandtschaft mit Friedrich Wilhelm III. von Preußen lastete.

Wenige Tage vor diesem Ende hatte er noch wichtige Befehle unterschrieben; das letzte handelte, wie um die schlimmste Angst des Königs zu verhüten, von der Regelung des Substationswesens. Auch durfte er noch über Tod und Leben entscheiden, und unmittel-bar vor der Verschleppung nach Schloß Berg hatte er auf Schloß Neu-Schwannstein einen zum Tode verurteilten Verbrecher begnadigt, während er zu gleicher Zeit über seine gehabten Minister — un-vollstreckte — Todesurteile fällte. Ein paar Jahre zurück und man vergötterte den immer Verrückten als den schönsten und idealsten Herrscher der Erde und feierte ihn als den edelmütigen Spender — der deutschen Einheit und der deutschen Kaiserkrone. Jetzt bezeichnete man seinen geistigen Zustand in amtlich veröffentlichten Sach-verständigengutachten als eine Mischung von Verrücktheit, moralischem Schwachstum und Karrheit. Die eidlichen Zeugnisse seiner Lakaien und Stallknechte, mit denen der König allein noch vertrauensselig verkehrte, während sie von der Gegenpartei als Spiegel gebunden waren, verbreiteten wüste Räuber-geschichten, wie's die Majestät in seiner Einsamkeit getrieben. Er hatte sich mit jüngeren Stallknechten in heiter-kindlichen Waldspielen vergnügt, während er von seinen Ministern und den höchsten Beamten nur als von Pöbel, Gefindel, Gescheiß sprach — welch Grad von Verrück-theit! Er grübelte über einen Flugapparat, der den Alpysee über-fliegen könnte — war je ein Monarch so verrückt? Er beauftragte seinen Friseur, ein neues Ministerium zu bilden — unübertrefflich verrückt, zweifellos; aber man hatte es doch all die Jahre als patriotische, weltgeschichtliche Großtat gepriesen, daß der Stall-meister Ludwig II. mit Bismarck die deutsche Kaiserkrone fabriziert hatte! Er beauftragte den Professor v. Löher, den Leiter des Reichs-archivs, ein königreich zu suchen, in dem man noch absolut herrschen könnte und das gegen Bayern zu vertauschen wäre — ein grandios verrückter Einfall; aber der Professor nahm doch diesen Auftrag an, unternahm die interessante Forschungsreise, ließ sich dafür bezahlen, und galt nicht für verrückt! Als jetzt, nach der Katastrophe, die Schlösser, die Ludwig hatte erbauen lassen — unzu-gänglich für fremde Späher — besichtigt wurden, war man sich klar darüber, daß schon diese „wahnsinnige Pracht“ ein Beweis seiner Verrücktheit wäre; aber heute bilden diese Schlösser den stärksten Motor bayerischen Fremdenverkehrs und haben längst die für sie vergeudeten Millionen mit Bucherzinsen eingebracht. „Der Herrscher des Königstreuhesten Volkes, der ohne Wangen sein teures Haupt in jedes Untertanen Schloß hätte ruhen lassen können, fuhr nie aus, ohne daß alle Wege von Gendarmen bewacht und soweit als möglich vom Publikum gesäubert worden wären“ — auch diese königliche Eigenart deutete der Berichterstatter des Kammer-ausschusses als Beweis der Verrücktheit, aber wirkte nicht damals das Sozialistengefetz, das man den Fürsten als Schutzmittel gegen eine Horde von Königsmördern empfahl, fanden nicht zu jener Zeit gerade in München Verschwörungsprozesse statt, und war der Polizei-minister nicht besessen, die Majestät mit den Erzählungen vom organisierten Umsturz zu ängstigen?

Es scheint demnach, als ob man erst in einem gewissen Augenblicke sich bereit findet, königliche Verrücktheit zu erkennen.

Man hatte frühzeitig sich gewöhnt, Ludwig II. in die Kasse zu guden. Schon damals, als er Richard Wagner, aus schwersten Nöten rettend, zu sich nahm. Man verhinderte — aus finanziellen Gründen — den Bau des Semperischen Festspielhauses auf den Münchener Isarhöhen, das als Wallfahrtsort deutscher Kunstfeiertage für das gesamte Volk geplant war.

Freilich waren Umgang und Neigung des Königs seit jeher der herrschenden Kasse verdächtig. Schon in den sechziger Jahren, als er noch Kabinettssekretär des Königs war, schöpfte der spätere Ministerpräsident Luy Argwohn über den geistigen Zustand Ludwigs; Luy hat im Juni 1886 selbst dies Zeugnis frühen Verdachts be-kannt und veröffentlicht, indem er bekundete, daß „Seine Majestät eine große Begeisterung für die deutsche Literatur hatten und selbst während des Vortrags oft Stellen aus Schiller und Goethe deklamierten“.

In der Tat, Verse des Wilhelm Tell waren ihm lieber als Darlegungen seines Ministers. Er zog eine Oper Wagners der herrlichsten Parabe vor. Ein bürgerlicher Musiker war ihm mehr wert als Adel, Geistlichkeit und Arcee zusammengenommen. Er zog einen Joseph Kainz allen Potentaten, Erzbischöfen, Junkern und Generalen vor; und ein Bauer war ihm lieber als ein Reichsrat.

Zum Ueberflus hatten seine künstlerischen Neigungen gar nichts Höfisch-Byzantinisches, auch wenig Dilettantisches; Ludwig förderte bedeutende Erscheinungen und Persönlichkeiten.

Gewiß, das war alles höchst und längst verdächtig. Immerhin ließ man den Wahnsinnigen mehr als zwei Jahrzehnte regieren, und das sich liberal nennende Ministerium Luz berief sich, bei den Angriffen der Merikalen Kammermehrheit, bis in die letzten Zeiten regelmäßig auf das Vertrauen des Königs, obwohl Luz selbst doch schon in seiner Jugend die Goethe- und Schiller-Leidenschaft Ludwigs für bedenklich gehalten hatte.

Warum plötzlich der Umstümpfung? Warum ging das Ministerium und die mit ihm verbündete Clique auf einmal und mit so ungestümmter Brutalität gegen den geheiligten Träger des Gottesgnadentums vor?

Die offizielle Darstellung führt die Katastrophe auf die finanziellen Verlegenheiten des Königs zurück, die nicht länger hätten geduldet werden können, wenn man die Krone vor der Schande eines Bankrotts mit allen gerichtlichen Folgen bewahren wollte. Es gehört ja zu den Absurditäten der staatsrechtlichen Konstruktion monarchischer Unverantwortlichkeit, daß die Majestät zwar die schwersten Verbrechen strafflos begehen darf, daß er aber für jeden geliehenen Taler und für jeden gekauften Badstein haftet wie nur irgend ein Müller oder Guber.

War die finanzielle Lage des Königs so verzweifelt und gab es nur ein Mittel: die Entmündigung? Und ergab sich diese Notwendigkeit erst im Frühjahr 1886?

Als Ludwig, kaum neunzehn Jahre alt, auf den Thron kam, hatte er kein Geld gefannt. Herr v. Luz zweifelte noch 1886, ob er jemals die deutschen Münzen zu unterscheiden gelernt hätte. Der Geiz seines Vaters hatte dem Kronprinzen nur ein paar Heller Taschengeld zur Verfügung gestellt. Als er nun über 1/4 Millionen Jahreseinkommen verfügte, schien ihm diese — an preussische Verhältnisse gemessen — nicht allzu große Summe unerträglich. Er war freigebig, und seine Freundschaft wog nicht das Gold, daß er für sie opferte. Dann kam die Vanlust, die ihn bald völlig beherrschte. Dabei hat er offenbar nicht einmal teuer gebaut. Denn im Jahre 1884 betrug die Schuldenlast des Königs, der kein Vermögen hatte, nur 7 1/2 Millionen, die durch eine Hofanleihe aufgebracht wurden. Damals begnügte sich der Finanzminister v. Riedel, an den Hofsekretär eine zarte Mahnung zur Sparsamkeit zu richten. Er wies dabei — und das zeigt, wie das Ministerium den König einschüchtern verstand — auf die Bedenklichkeit hin, wenn nicht befriedigte Gläubiger ruiniert würden, „in einer Zeit wie die gegenwärtige, wo die sozialen Verhältnisse mehr und mehr unterwühlt werden“.

Die Anleihe der Hofkasse genügt nicht. Binnen Jahresfrist waren wieder sechs Millionen dringender Schulden zu zahlen. Gläubiger drohten mit gerichtlichen Klagen. Die private Beschaffung der Mittel war schwierig, da die im Verhältnis zu den Schulden geringe Zivilliste keine genügende Sicherheit mehr für Zinsen und Tilgung bot. Im Sommer 1885 verlangte Ludwig vom Finanzminister die Ordnung seiner Verhältnisse aus öffentlichen Mitteln des Landes; zur Vollendung seiner Bauten forderte er 20 Millionen. Zur Befriedigung dringender Verbindlichkeiten waren Anfang 1886 aber nur sechs Millionen notwendig.

War das unmöglich?

Es war nur politisch schwierig. Das Ministerium hätte gehen müssen. Für die monarchischen Parteien ist der Monarchismus ein Geschäft. Es ist begreiflich, daß die Zentrumsmehrheit der Kammer keine Lust hatte, das Vertrauen des Königs zu dem „liberalen“ (ganz und gar reaktionären) Ministerium noch zu stärken, indem sie Herrn v. Luz helfen sollte, den Retter Ludwigs aus seinen Finanznöten zu spielen.

Das wußten die Minister, und darum erhob der Finanzminister beim König Bedenken. Aufgebracht will Ludwig den unbotmäßigen Finanzminister entfernen, mit dem sich die anderen Minister solidarisch erklären.

Das ist der kritische Augenblick, in dem das Ministerium auch beginnt, den König für verrückt zu halten. Denn, nachdem es sich die Ungnade des Königs angezogen, kämpft es um seine eigene Existenz. Die Herren hatten alle die Jahre mit dem verrückten König so frei und vergnügt regieren können, daß es sehr nützlich für sie war, ihn so lange für höchst vernünftig zu halten. Jetzt wurde seine Vernunft ihnen gefährlich, nun mußte er unheilbar verrückt werden. Andererseits wußte das Zentrum wohl, daß es kein kräftigeres Mittel hatte, um das verhägte Ministerium zu stützen, als es zu verhindern, daß es dem König helfe. In diesem Interessenkampf zweier Cliquen ging der König zugrunde.

(Schluß folgt.)

Selbstverstümmelung bei Tieren.*

Von E. Thesing.

Verschieden und mannigfaltig wie das Aussehen und die Lebensgewohnheiten der Organismen sind die von den einzelnen

*) Wir entnehmen diesen Aufsatz unseres Mitarbeiters seinem bei W. G. Teubner erschienenen Buche: Experimentelle Biologie.

Arten in vielhundertjähriger, stammesgeschichtlicher Entwicklung erworbenen Einrichtungen, um sich im Existenzkampf zu behaupten. Zu den zahlreichen bekannten Verteidigungs- und Angriffswaffen, den Giftzahn der Schlangen, dem Stachel der Bienen, den Farbenanpassungen der Schmetterlinge usw., gesellt sich bei manchen Tieren noch eine weitere, sehr auffallende Schutzvorrichtung, die Fähigkeit der Selbstverstümmelung oder Autotomie. Von den Protozoen aus durch fast alle Tierklassen bis weit hinauf in den Stamme der Wirbeltiere, sind im Laufe der Jahre Beispiele von Selbstverstümmelung bekannt geworden. Nur den höchsten Repräsentanten des Tierreichs, den Vögeln und Säugetieren, scheint dieses radikale Hilfsmittel, um sich drohender Verfolgung zu entziehen, wenigstens in seiner charakteristischen Ausbildung, gänzlich zu fehlen.

Es ist nicht ohne Schwierigkeiten, eine strenge Definition der Selbstverstümmelung zu geben, denn einerseits geht sie ohne scharfe Grenze in einen anderen biologischen Vorgang, den der ungeschlechtlichen Vermehrung durch Teilung oder Knospung über, dann erscheint es aber auch fraglich, ob man das vollständige Zerfließen mancher Artierchen nach Einwirkung bestimmter Reize noch als Selbstverstümmelung bezeichnen darf, da ja hier das Tier selbst regelmäßig zugrunde geht. Die beste Begriffsbestimmung dürfte etwa folgende sein: Selbstverstümmelung ist ein durch Reize der verschiedensten Art hervorgerufenen physiologischer Prozess, bei dem ein Teil des Körpers geopfert wird, um das Tier zu retten. Sie ist, um mit Weismann zu sprechen, eine Anpassung des Organismus an bestimmte Forderungen der Lebensbedingungen. Der Verlust des betreffenden Körperteiles ist für das Tier um so weniger von Bedeutung, als die Selbstverstümmelung in fast allen Fällen mit einem gut ausgebildeten Regenerationsvermögen verknüpft ist. Bei den höheren und höchsten Tierarten schwindet die Regenerationskraft; darin mag vielleicht der Grund liegen, daß ihnen auch Einrichtungen zur Autotomie fehlen. Ehe wir uns jedoch weiter auf theoretische Erörterungen einlassen, wollen wir uns erst mit dem wichtigsten Tatsachenmaterial vertraut machen.

Unter allen autotomischen Vorgängen ist das Abwerfen des Schwanzes bei Eidechsen wohl der am besten bekannte Fall. Die meisten Leser werden sich noch aus ihrer Kinderzeit der argen Enttäuschung erinnern, wenn man nach langer, mühevoller Jagd endlich eines dieser zierlichen Tierchen sicher zu fassen glaubte und plötzlich nur den sich heftig windenden Schwanz in der Hand fühlte, während die Eidechse längst einen sicheren Schlupfwinkel gefunden hatte. Wie leid war es einem dann, das Tierchen nutzlos so schwer verletzt zu haben. Doch die Eidechse kann den Verlust verhältnismäßig leicht verschmerzen. Fast unmittelbar nach der Abtrennung schließt sich durch Kontraktion der Muskeln die Wundstelle des Stummels, wodurch eine größere Wundtiefen verhindert wird. Trotzdem erscheint das Tier natürlich einige Zeit nach der Amputation etwas geschwächt; das hält aber nicht lange an. Nach wenigen Tagen beginnt bereits die Bildung eines neuen Schwanzes und in einigen Monaten ist der wesentliche Schaden behoben. Ein vollkommener Ersatz wird freilich niemals geleistet. Während der normale Schwanz eine wohlgegliederte Wirbelsäule besitzt, durchzieht an ihrer Stelle das Regenerat (Neugewachsene) ein derber bindegewebiger Strang. Die Hauptsache ist jedoch erreicht, das Tierchen hat seine ursprüngliche Beweglichkeit wiedererlangt und ist seinen unterlesten Artgenossen gegenüber im Daseinstampfe kaum schlechter gestellt.

Hält man sich den Bau einer Wirbelsäule mit seiner wohl ausgeprägten Segmentierung vor Augen, so neigt man unwillkürlich der Annahme zu, die Abtrennung des Schwanzes müßte zwischen zwei Wirbelkörpern, als der Stelle geringsten Widerstandes, erfolgen. In Wirklichkeit ist das nicht der Fall, die Bruchstelle liegt vielmehr stets genau in der Mitte eines Schwanzwirbels. Eine anatomische Untersuchung des Eidechsen Schwanzes gibt auch sofort eine Erklärung dieser auffallenden Tatsache. Vom sechsten Schwanzwirbel vom Körper gerechnet an, sind die Wirbelkörper sehr erheblich verlängert und laufen nach ihrer Mitte schmal zu. Ihre Gestalt ließe sich am besten mit der einer Sanduhr vergleichen. Ist dadurch bereits die Widerstandsfähigkeit der Wirbelkörper sehr geschwächt, so wird die Bruchfestigkeit noch weiter herabgesetzt durch eine an der dünnsten Stelle eingeschobene unterknöcherte Partie. Doch bei der Lostrennung des Schwanzes sind noch andere Widerstände zu überwinden. Der ganzen Länge nach wird nämlich die Schwanzwirbelsäule von einem derben bindegewebigen Mantel umhüllt. Endlich bietet auch die zähe, schuppenbedeckte Haut ein nicht zu unterschätzendes Hindernis. Auch hier sind Einrichtungen getroffen, um den Durchbruch zu erleichtern. Durch zwei einander eng anliegende sehnige Platten, die sich bis zu dem unverknöcherten Ring im Wirbelkörper herab erstrecken, wird der Bindegewebsmantel in zwei Teile zerlegt. In derselben Ebene bezeichnet eine feine Ringfurche in der Haut die Amputationsstelle. So greifen all diese Einrichtungen sinnvoll ineinander und lassen es verstehen, daß die Loslösung des Schwanzes stets hier erfolgt und daß die Bruchstelle wie mit einem scharfen Messer geschnitten aussieht.

Die Amputation selbst ist ausschließlich eine Leision der Schwanzmuskulatur. Durch kräftige, schlagende und drehende Bewegungen des Schwanzes wird zuerst in der äußeren Haut ein Einriß verursacht, der sich rasch weiter auf den Bindegewebsmantel und den Wirbelkörper selbst ausdehnt, bis endlich die vollständige Durch-

Kenntung erfolgt ist. Wie man durch Versuche leicht festzustellen vermag, handelt es sich bei der Loslösung des Schwanzes um einen rein reflektorischen Vorgang, der sich völlig unabhängig von dem Willen des Tieres abspielt und zu dessen Auslösung eine hinlängliche Reizung der Schwanzspitze nötig ist. Das ist insofern ein doppelter Vorteil, da der Mechanismus der Autotomie schneller und zuverlässiger arbeitet, als wenn er erst durch einen Willensakt hervorgerufen würde; auf der anderen Seite bewahrt er die Eidechse, ohne ausreichenden Grund, etwa nur aus Schreck, von ihrer Fähigkeit Gebrauch zu machen. Unter künstlichen Versuchsbedingungen kann die Unabhängigkeit der Selbstverstümmelung vom Willen freilich zum Nachteil werden. Eine Eidechse, der man z. B. vorsichtig eine Schlinge um den Schwanz legt und die man dann mit dem Kopf nach unten aufhängt, vermag sich nicht zu befreien, da dieser Reiz nicht genügt, um das Reflexzentrum zur Tätigkeit anzuregen. Sowie jedoch jetzt die Schwanzspitze schmerzhaft gereizt wird, erfolgt Autotomie.

Die Lage des Reflexzentrums befindet sich zwischen den hinteren Extremitäten, in der sog. Lumbalregion des Rückenmarks. Schneidet man nämlich einer Eidechse den Kopf ab, das radikalste Mittel, um den Einfluß des Willens auszuschalten, so kann das geköpfte Tier trotzdem unmittelbar nach der Köpfung bei entsprechender Reizung den Schwanz abwerfen. Ja sogar in der Mitte ihres Leibes durchtrennte Tiere vermögen noch zu autotomieren, wird dagegen der Schnitt hinter den Hinterbeinen geführt, erlischt diese Fähigkeit sofort.

Wir sprachen bereits darüber, in welcher Weise die Neubildung des Schwanzes vor sich geht und hörten auch, daß das Regenerat in mancher Hinsicht defekt erscheint. Hervorgehoben zu werden verdient es noch, daß auch die Beschuppung des neuen Schwanzes einen primitiveren Charakter aufweist und daß vorgebildete Bruchstellen fehlen. Trotzdem kommt bisweilen eine Selbstverstümmelung des regenerierten Schwanzes mit nachfolgendem Ersatz vor.

Kann es auch nicht geleugnet werden, daß eine verstümmelte Eidechse, bis der Schwanz nachgewachsen ist, in ihrer Beweglichkeit und Schnelligkeit schwer behindert erscheint, schwerer fast als nach Verlust eines Beines, so ist der Nutzen, den eine möglichst leichte und plötzliche Ablösungsfähigkeit des Schwanzes für das Tier bedeutet, unbestreitbar, da die Eidechsen natürlich am häufigsten an ihrem langen Schwanz von Verfolgern gepackt werden. Da das abgetrennte Schwanzende noch mehrere Minuten lang lebhaft Bewegungen ausführt, wird der tierische Feind sich um so eher mit dieser Beute begnügen und die Eidechse ihrem Schicksal überlassen.

Für die Wertung der Autotomie als einer zweckmäßigen Anpassungserscheinung ist es von Bedeutung, daß den Chamäleoniden, denen der Schwanz als wichtiges Greiforgan dient, oder den Baraniden, die ihn als Verteidigungswaffe gebrauchen, die Fähigkeit zur Selbstamputation abgeht.

Neuerst schwierig ist die Beantwortung der Frage, ob die Tiere bei ihren Selbstamputationen Schmerzen leiden? Im allgemeinen dürfte wohl der Satz gelten, daß starke Schmerzempfindlichkeit und Autotomie unerböuliche Gegenstücke sind. Wo eine hohe Sensibilität vorhanden ist, wird demnach die Selbstverstümmelung entweder überhaupt fehlen, oder doch nur in geringem Maße auftreten. Das mag neben der herabgeminderten Regenerationsfähigkeit ein weiterer Grund sein, warum wir aus der Reihe der höchsten Tierklassen überhaupt keine Fälle echter Autotomie kennen. Wie gering andererseits die Schmerzempfindung niederer Tiere, ja selbst der Insekten sein muß, kann sich jeder überzeugen, der einer Honig machenden Wespe vorsichtig den Hinterleib abschneidet. Unbeirrt, als wäre nichts geschehen, wird das Tier weiter fressen.

Eine sehr weite Verbreitung hat die Selbstverstümmelung unter den Gliederfüßern (Arthropoden) gefunden, und unter diesen sind es wieder die Krebsstiere (Crustaceen), bei denen die Fähigkeit zur Autotomie in erstaunlichem Grade entwickelt ist. Hauptsächlich werden die Beine und Scheren leichten Herzens geopfert. Eine ausgezeichnete Beschreibung dieses Vorganges, sowie des Muskelapparates, der dabei eine Rolle spielt, wurde bereits 1826 von Mac Gillack gegeben. Im einzelnen spielt sich der Vorgang etwa folgendermaßen ab: Wird eine Krabbe — dies sind die Meister in der Kunst der Verstümmelung — heftig an der Spitze eines Beines gepackt oder eine der Extremitäten durch Stich, Schnitt oder Biß verletzt, dann entäuert sich das Tier des bedrohten Gliedes, indem es dasselbe einfach abknickt. Wie der Eidechschwanz besitzt auch das Krabbenbein eine vorgebildete Amputationsstelle; der Bruch erfolgt nämlich regelmäßig in der Mitte des kurzen, vom Körper aus gerechnet zweiten Beingliedes an einer verdünnten Stelle, gerade zwischen den Ansatzpunkten der Muskeln, welche von der zarten Haut einerseits nach der Körperwand, andererseits nach der Spitze des Beines hin ziehen. Bei Verletzung oder schmerzhafter Verwundung des Beines zieht sich krampfartig dessen Muskulatur zusammen, das zweite Glied wird dadurch heftig gegen einen Vorstoß des ersten gepreßt. Diesem plötzlichen scharfen Zuge vermag die Haut nicht Stand zu halten und reißt entzwei. Da die Ausführung dieser Amputation eine erhebliche Muskelleistung erfordert, sind nur gesunde ungeschwächte Tiere dazu fähig. Dann ist auch eine genügend starke Intensität des Reizes notwendig, um den Amputationsreflex auszulösen. Häufig kann man an der Küste beobachten, wie eine Krabbe von einer Möve oder einem anderen Wasservogel an einem Bein ergriffen und fortgeschleppt

wird, ohne sich befreien zu können. Der Vogel packt das Bein so sanft an, um den Ablösungsmechanismus in Tätigkeit zu setzen. Bei anderen Feinden, die schärfer zufassen, gelingt es den Tieren jedoch oft, unter Aufopferung des betreffenden Beines zu entfliehen.

Besonders elastant wird der Vorteil, den die Selbstverstümmelung für die Tiere bedeutet, bei Verletzungen der Extremitäten, die ohne Amputation zur Verblutung führen würden; autotomiert die Krabbe jedoch rechtzeitig das verwundete Bein oder die Schere, so ist jede Gefahr beseitigt, da seine Septen an der präformierten Bruchstelle einen starken Blutverlust verhüten. Es ist auch bekannt, daß verstümmelte Beine nur sehr schwer regenerieren, während die amputierten Gliedmaßen regelmäßig durch Neubildungen ersetzt werden. Freilich gelangen die Tiere auch nach einer Selbstamputation nicht sofort zum Gebrauch des neugebildeten Gliedes, denn einmal nehmen die Wundheilung und die Vorbereitungen zum Regenerationsprozesse längere Zeit in Anspruch, dann aber ist auch das junge Beinchen anfangs viel zu schwach, um wirklich verwendet zu werden.

Kleines feuilleton.

Naturwissenschaftliches.

Aus der biologischen Literatur. In den Mooren des Grunelwaldes und überall an ähnlichen Stellen unserer Heimat haben sich jetzt auf nassem Torfboden und über den Nasen der Moose die Rosetten des Sonnentauens ausgebreitet, die rötlich schimmern von den purpurnen Drüsenhaaren, mit denen die Blätter dieser lebenden Fliegenfänger besetzt sind. Das ist die geeignete Zeit, um auf ein Büchlein hinzuweisen, das Prof. Dr. H. Wagner von der Innsbrucker Universität über „Die fleischfressenden Pflanzen“ geschrieben hat (Verlag von W. G. Teubner, Leipzig; Preis 1, geb. 1,25 M.). Der Sonnentau ist in populären Schriften und in Artikeln der Unterhaltungsbeilagen schon unzählige Male beschrieben und abgebildet worden. Außer ihm gibt es aber noch eine größere Anzahl anderer Insektenfänger, und es ist das Verdienst des vorliegenden Büchchens, alle diese sonderbaren Gestalten in wissenschaftlich zuverlässiger, zugleich aber allgemein verständlicher Weise zu schildern. Da ein großer Teil der pflanzlichen Fleischfresser Ausländer sind, so ist der Reichtum an guten Abbildungen (82), die sie uns in anschaulicher Weise näher bringen, besonders hervorzuheben. Wagner beschränkt sich jedoch nicht auf die Beschreibung der einzelnen Vorrichtungen zum Tierfange, sondern gibt durchweg auch ihre Biologie. Dabei geht es ohne polemizierende Aus- und Einblicke nicht ab, die aber gerade bei diesen rätselhaften Pflanzen am wenigsten zu vermeiden waren und den Wert der Arbeit nur fördern. — Ganz unergleichlich viel größer ist der Kreis jener Gewächse, die ebenfalls auf Insekten angewiesen sind, aber nicht, um sie zu vernichten, sondern um gegen Kestler und andere Vortelle Liebesdienste bei ihnen einzutauschen. In dem Buche „Blumen und Insekten“ hat Prof. Dr. O. v. Kirchner (Verlag von W. G. Teubner in Leipzig, Preis 6,60, geb. 7,50 M.), das überaus umfangreiche Kapitel der Natur von der Anpassung zwischen Insekten und Blumen und von ihrer gegenseitigen Abhängigkeit in einem starken, gut ausgestatteten und reich illustrierten Bande behandelt. Die intimen Reize dieser Beziehungen haben selbst Dichter schon gefesselt und Maeterlinck schrieb darüber sein Buch von der „Intelligenz der Blumen“. Aber auch Fachleute streng wissenschaftlicher Prägung haben sich längst des Stoffes bemächtigt. Kirchner wollte einen Mittelweg einschlagen und sich mit seinem Buche nicht nur an Fachleute, sondern auch an zahlreiche Naturfreunde wenden. Der Stoff ist viel zu groß, als daß hier Einzelnes berichtet werden könnte. Wer ein lebhaftes Interesse für das Thema besitzt, Zeit und Lust hat, auch selbst das Treiben zwischen Insekten und Blumen zu beobachten (z. B. in Laubenkolonien) und den Preis erschwingen kann, dem kann das Buch angelegentlich empfohlen werden. — Die „Experimentelle Biologie“ von Dr. C. Thesing („Aus Natur und Geisteswelt“, Verlag W. G. Teubner, Leipzig, Preis 1,00, geb. 1,25 M.) entstand in dem vorliegenden zweiten Büchchen (jedes bildet ein abgeschlossenes Ganzes) aus Vorträgen des Verfassers in der Berliner Urania. Es ist das eigenartige Teilgebiet der Regeneration und Transplantation bei Tieren und Pflanzen, das gerade gegenwärtig in der stärksten Fortbildung begriffen ist. Eine Anzahl von Forschern haben es zur Meisterschaft darin gebracht, Tiere zu teilen und aus den Teilen sich wieder ergänzen zu lassen, verschiedene Arten miteinander verwachsen zu lassen, künstlich „flamefische Zwillinge“ zu erzeugen und dergleichen. Auf den oberflächlichen Blick könnte das Ganze als Spielerei, wenn nicht als Schlimmeres erscheinen. In Wirklichkeit ist die experimentelle Biologie berufen, sehr schwierige wissenschaftliche Fragen durch das Experiment zu lösen. Daß ihr das gelungen ist und manche Lösung auch für das Menschengeschlecht von großer Bedeutung ist, mag man in dem Büchchen nachlesen, das fast auf jeder Seite durch Abbildungen unterstützt wird.

L. L.